Die Frau Bürgermeisterin.

Ueber eine Unterredung mit dem einzigen weiblichen Bürgermeister der Ver. Staaten schreibt ein Berichterstatter Folgendes:

Frau George Quintaro Horwitz, der Mayor von Moorhaven, Fla., der einzige weibliche Bürgermeister in den Ver. Staaten, berührte auf der Durchreise nach dem Süden auch New York. Moorhaven ist eine Stadt von 500 Seelen in Lees County. Aber die mit ihrer Stellung als Mayor verknüpfte Arbeit genügt der thatkräftigen Frau noch nicht. Sie verwaltet außerdem eine Farm von 5000 Acres, auf der sie alle nur denkbaren Gemüsearten baut, sowie Schweine zieht. Frau Horwitz und Moorhaven wurden berühmt, als erstere vor neun Monaten aus der Stadt der Bruderliebe nach Moorhaven kam, um ihr Farmland zu besichtigen, und bei dieser Gelegenheit diesen Sommer Mayor auf dem demokratischen Ticket wurde. Den ganzen Sommer hindurch hat sie auf ihrer Farm von 4 Uhr früh bis 11 Uhr Abends gearbeitet und hat sich am Schluß der Saison nur eine kurze Woche Erholung und Schlaf in Marblehead gegönnt. Sie ist fest davon überzeugt, daß er nichts gebe, das eine Frau nicht thun kann.

Frau Horwitz sieht wahrlich nicht wie eine Frau aus, die tagsüber auf dem Felde arbeitet und zu gleicher Zeit die Geschäfte eines Bürgermeisters einer kleinen Stadt versieht. Sie ist blond, hübsch und jung. Der Berichterstatter gerieth in Erstaunen, als sie ihm sagte, sie sei schon über die 30 hinweg. Im Hotel McAlpin hatte es allgemein geheißen, sie sei 30 Jahre alt, doch erklärte sie, sie sei älter. „Das allerletzte, worüber man mit mir reden kann", sagte sie, „ist das Frauenstimmrecht. Fragt mich nicht danach, was ich davon halte, denn die ganze Angelegenheit ist mir ein Buch mit sieben Siegeln. Ich habe in meinem Leben nie zu solchen Dingen Zeit gehabt und ebenso ging es den meisten meiner Freundinnen. Ich will nicht sagen, daß ich gegen das Frauenstimmrecht bin: das beste Argument für seine Einführung liefern ja jetzt in allen Theilen der Welt die Frauen selbst durch ihre Thätigkeit. Ehe ich nach Florida auf meine Farm ging, arbeitete ich drei Jahre lang bei der Emergency Aid of Philadelphia, die $3,000,000 nach Frankreich schickte und vom General Bramboug zum offiziellen Hilfsorgan für die Truppen Pennsylvaniens an der Front ernannt wurde. Die Arbeit, die die Frauen in der Kriegshilfe, in den Gerichten und überall sonst leisten, ist für mich der beste Beweis, daß jede Frau ebenso gut und leistungsfähig wie der Mann ist, oder ist etwa der Durchschnittsmann besser, als die Durchschnittsfrau?"

„Von hier," fuhr Frau Horwitz fort, „fahre ich nach Washington, um mit dem Ackerbau-Departement zu sprechen; dann aber muß ich auf meine Farm, um meine Ernte einzubringen. Das Bebauen einer 5000 Acker-Farm bei drei Ernten ist kein Kinderspiel. Ich baue Kartoffeln, Gemüse, kurz alles, was nur gebaut werden kann, und fungire als Gemüse-Kommissions-Agent für alle Farmer jener Gegend. Mit Hilfe der Regierungsagenturen werden wir in der kommenden Saison im Stande sein, unsere Feldfrüchte viel besser als früher auf den Markt zu bringen. Gemüseverkauf über den Draht ist genau so aufregend, wie Wall Street, wenn wir auch nicht die Möglichkeit haben, zu gambeln, wie es die Agenten der guten alten Zeit vor dem Kriege zu thun pflegten."

Durch die Eröffnung der Regierungskanäle, die das Land vom See Okeechobee bis zum Golf von Mexiko drainiren, ist die Stadt Moorhaven beträchtlich gewachsen. Diese Kanäle haben nach Ansicht der Frau Horwitz die Bebauung von schwerem Ackerland möglich gemacht, dessen Fruchtbarkeit so groß ist, daß es auf neun Jahre keinen künstlichen Dünger braucht.

„Die Schwierigkeit liegt darin," sagte Frau Horwitz, „daß der Farmer der alten Zeit nicht wußte, wann und wo er pflanzen sollte. Er begnügte sich damit, jahraus, jahrein den Samen auf gleichen Boden zu säen. Jetzt kann jeder lernen, wie man Ackerbau systematisch betreiben kann, wenn er nur den Winken des Ackerbau-Departements folgt. Wenn die Regierung die Nutzbarmachung weiteren Landes möglich machen wollte, wie sie es durch Anlage der Kanäle in Florida gethan, dann würde das Nahrungsmittelproblem auf ein nichts zusammenschrumpfen."

In Anerkennung ihrer Arbeit in Philadelphia wurde Frau Horwitz zum Mitglied des Stabes des Gouverneurs von Florida mit dem Range eines Majors ernannt. Außerdem gehört sie dem Staatskommittee für nationale Vertheidigung an und wartet ungeduldig darauf, heim zu kommen, um dort eine Home Defense-Organisation zu gründen. „Intelligent betriebene Farmarbeit und schnelles Auf-den-Markt-bringen der geernteten Früchte ist die einzige Lösung des Nahrungsmittel-Problems. Es ist aber absolut nothwendig für jede Frau, im eigenen Haushalt zu sparen. Jede Frau kann Farmarbeit vollbringen. Natürlich kann sie nicht so schwer arbeiten, wie ein starker Mann, aber sie kann zu Zeiten arbeiten, wenn es nöthig ist. Die Arbeit kann so eingerichtet werden, daß sie den Fähigkeiten der Frau entspricht. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen, und lernte so die Farmarbeit gleichsam automatisch. Die Stellung als Mayor ist für mich etwas Neues, aber ich liebe die Stellung. Als Stadtrichter muß ich über alle kleinen Vergehen Recht sprechen, und das im Verein mit der Dirigirung des Stadtraths, ist schon an sich ein arbeitsreicher Posten."

Für die Arbeit auf dem Felde zieht Frau Horwitz, gleich den meisten Farmerinnen, Beinkleider dem Rocke vor, doch war ihr eine eingehende Diskussion über die passendste Kleidung im Augenblick ziemlich gleichgültig, da ihr nur daran lag, den Zug zu erreichen, der sie auf ihre Felder in Florida und zu ihren Pflichten als Mayor der Stadt Moorhaven zurückbringen sollte.

Auswanderer aus Jerusalem.

Etwa 100 amerikanische Juden weilen in Bern. — Wirthschaftliche Noth. — Die Reise von Palästina nach der Schweiz war beschwerlich, dauerte drei Monate. — Lob für Amerikaner.

Bern, im August.

Wenigstens ein Stück davon! Ein Stück Jerusalem beherbergen wir zur Zeit in der Bundeshauptstadt. Es weilen hier nämlich etwa 100 amerikanische Juden aus Jerusalem, die infolge des Abbruches der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und der Türkei Palästina verlassen haben, um nach Amerika, nach ihrer zweiten Heimath, zu reisen. Es sind in der Mehrzahl Frauen und Kinder von in den Vereinigten Staaten lebenden Juden, die amerikanische Bürger geworden sind. Da Vater und Brüder nun kein Geld mehr nach Palästina schicken können, lassen sie ihre Angehörigen in ihr neues Vaterland nachkommen. Es ist das für diese Frauen und Kinder, die meist der ärmeren Bevölkerungsklasse angehören und noch kaum je aus den engen Gassen Jerusalems herausgekommen waren, ein großes Unternehmen, das sie wahrscheinlich ohne die thatkräftige Hilfe der amerikanischen Behörden, die für einen Sonderzug u. s. w. sorgten, niemals hätten wagen dürfen.

Wir hatten Gelegenheit, mit einigen dieser Auswanderer aus Jerusalem, die von der amerikanischen Gesandtschaft im Hotel St. Gotthard untergebracht worden sind, zu sprechen. Es sind durchweg intelligent aussehende, bewegliche Leute von ausgesprochen orientalischem Typhus. Einige sprachen recht ordentlich Deutsch, andere, die schon in Amerika gewesen waren, beherrschten auch das Englische. Ihre eigene Umgangssprache hingegen ist eine jüdische Mundart mit deutschen Anklängen, das Jiddisch. Sie erzählten viel von der großen wirthschaftlichen Noth, die der Krieg über Palästina und besonders über Jerusalem gebracht habe. Jerusalem, das vor dem Kriege etwa 60,000 Einwohner zählte, werde heute wohl keine 50,000 mehr haben. Handel und Gewerbe stehen still und der Verkehr sei auf eine Kleinigkeit gesunken.

Ein noch jüngerer Mann mit dünnem, kohlschwarzen Kranzbart und schönen, melancholischen Augen, sagte: „Es ist merkwürdig: die Umgebung von Jerusalem ist eine der reichsten Gegenden im ganzen Lande, und in der Stadt selber hat man nichts zu essen. Es fehlt an Geld und es fehlt an Transportmitteln. Die Regierung braucht die Eisenbahn für Militärtransporte, und zudem hat sie den freien Handel mit Getreide verboten und ein Monopol eingeführt. Die Folge davon ist, daß die Preise der Lebensmittel ins Unerschwingliche gestiegen sind. Das Kilo Brot z. B. kostet 12 Piaster. Das wäre nach Ihrem Geld ungefähr zweieinhalb Franken (50 Cents.")

„Ja, ja, es ist alles furchtbar theuer", sagte ein altes kleines Frauchen, das besonders geläufig Deutsch sprach, „viele Leute sterben Hungers, besonders seit man von Amerika kein Geld mehr bekommen kann. Früher, da lebte halb Jerusalem von den Amerikanern, wenigstens die Juden und Griechen, die ihre Angehörigen in den Ver. Staaten haben, und das sind sehr viele. Jetzt, da das aufgehört hat, was bleibt uns anderes übrig, als auch nach Amerika auszuwandern? Ich selber habe meinen Mann in New York und freue mich natürlich sehr, ihn wiederzusehen. Ich war übrigens schon früher einmal drüben."

Ueber die Türken hatten sich die Leute im allgemeinen nicht zu beklagen, Verfolgungen oder Belästigungen hatten sie keine zu erdulden. Das einzige, was sie etwa sagten, war: „Ach, die türkische Regierung bekümmert sich doch fast gar nicht um das arme Volk. Es liegt ihr nichts daran, ob die armen Leute zu essen haben oder nicht. Sie hat jetzt ganz andere Sorgen, den Krieg, die Soldaten und Kanonen." Auf der Reise dagegen hätten sie von den Türken wie auch von den Oesterreichern eigentlich nur Gutes erfahren.

Dagegen klagten sie über die Verluste, die sie durch die jetzigen schlechten Kurse beim Geldwechseln erlitten hatten. Schon in der Türkei selber bekamen sie für 100 Piaster Papiergeld nur 25 Piaster Baargeld. In Palästina sei noch etwas Gold und Silber im Umlauf, in Anatolien und in der übrigen Türkei jedoch fast nur Papiergeld. Die Ausfuhr von Gold ist natürlich auch in der Türkei verboten. Nach der Schweiz kamen die Leute mit österreichischem Gelde, wobei sie hier beim Umwechseln in Schweizergeld natürlich wieder einen Verlust von 60 Prozent hatten.

Die Reise dauerte sehr lange. Einige dieser zum Theil recht schwächlichen Frauen sind mit ihren Kindern schon seit bald drei Monaten unterwegs. Und das will etwas heißen, besonders zu dieser Kriegszeit. „Denken Sie nur," so erklärte uns eine dieser Frauen, „zwei Wochen mußten wir in Aleppo warten, fünf Tage in Damaskus, drei Tage in Konia und volle sechs Wochen in Konstantinopel. Und auch nachher noch, wenn es den Eisenbahnbeamten gefiel, so ließen sie unsern Zug einfach an einem Ort etwa einen halben oder einen ganzen Tag auf dem Geleise stehen. Während all dieser Zeit war der Eisenbahnwagen unsere Wohnung bei Tag und bei Nacht, mit Ausnahme der drei Wochen in Konstantinopel." Die Kosten der Reise von Konstantinopel nach New York zahlt, wie man mir sagte, für die ganze Gesellschaft die amerikanische Regierung.

Die Leute rühmten besonders auch, wie gut überall von den amerikanischen Gesandten und Konsuln für sie gesorgt worden sei. Zur Zeit seien noch etwa 570 amerikanische Juden — ebenfalls meist Frauen und Kinder von in Amerika lebenden Israeliten — in Palästina und wahrscheinlich würden mit der Zeit auch diese nach Amerika auswandern, d. h. wenn die amerikanische Regierung die Reise bezahlt. In den nächsten Tagen wird die gegenwärtig in Bern weilende Reisegesellschaft, die zum Theil auch im Krüsterli und in der Herberge zur Heimath untergebracht ist, ihre Reise über Paris nach Bordeaux zur Einschiffung nach New York fortsetzen. Mit einem aufrichtig gemeinten „gute Reise" verabschiedeten wir uns von diesen bedauernswerthen, aber in ihrer Anspruchslosigkeit recht gefaßten und wohlgemuthen Leutchen, die der erbarmungslose Weltkrieg aus ihrer alten Heimath, aus den engen Gassen am Berge Zion über Bern und das Weltmeer nach dem fernen Westen, einem ungewissen neuen Schicksal zutreibt.

„Dulden ist das Erbtheil unseres Stammes," so denken sie vielleicht mit dem Kaufmann von Venedig. Uebrigens glauben sie den schwersten Theil ihrer Wanderschaft hinter sich zu haben und genießen die kurze Rast in den Mauern der Bundeshauptstadt Bern mit sichtlichem Behagen. Schon jetzt sieht man die schwarzlockigen Kinder aus Jerusalem, die kleinen Mädchen und Buben, zutraulich durch die Berner Lauben trippeln, und auf den Spielplätzen gesellen sie sich mit ihrem seltsamen Kauderwelsch bereits der einheimischen Jugend zu. Auch die Alten scheinen sich wohl zu fühlen in dem Frieden eines gastfreien Landes und unter dem sichtbaren Schutze ihres fernen Adoptivvaterlandes. „Wir sind amerikanische Bürger," so sagen sie nicht ohne Stolz, und das Wort hat für sie „Weltklang", wie wenn vor zweitausend Jahren einer sagte: „Ich bin römischer Bürger." Sie glauben an die starke Hand, die sich weit über das Weltmeer her schirmend über sie ausstreckt und die sie auch schon so sicher geleitet hat von Jerusalem bis nach Bern.

Die Vorbildung in der Schweiz.

Zu dem Kapitel „Bildungsgang deutscher Unterstaatssekretäre" schreibt die Neue Züricher Zeitung: Wiederholt ist in der Presse darauf hingewiesen worden, daß der derzeitige Unterstaatssekretär des Deutschen Reiches, Dr. August Müller, seine Universitätsstudien in Zürich gemacht hat und auch an der Züricher Universität promovierte. Dem ist in der That so, Müller war in den Jahren 1901—1904 an der staatswissenschaftlichen Fakultät unserer Universität als Auditor eingeschrieben. Einer Immatrikulation stand entgegen, daß er kein Maturitätszeugniß besaß. Dagegen hatte er sehr gute Mittelschulzeugnisse vorzulegen. Wenn Müller zur Doktor-Promotionsprüfung zugelassen wurde, obwohl er nicht immatrikulierter Student gewesen war, so geschah es gestützt auf Uebergangsbestimmungen zur Promotionsordnung, die ermöglichten, diese Vergünstigungen solchen Bürgern des Deutschen Reiches zu gewähren, die ihre Studien an der Universität Zürich vor dem 4. März 1903 begonnen hatten. Am 20. Februar bestand Müller das mündliche Examen „mit höchstem Lobe" als Doctor juris publici et rerum cameralium. Das Diplom wurde ihm am 6. Juli 1904 ausgestellt. Seine Dissertation behandelte: „Arbeitersekretariate und Arbeiterversicherung in Deutschland." Müller begab sich daraufhin, wenn wir nicht irren, nach Hamburg, wo er eine sozialdemokratische Zeitung redigierte. Doch das kgl. preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten gestattete ihm die Führung des Doktortitels nicht mit der Begründung, daß die Erwerbung des Titels den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen nicht entspreche. Wurde der Mangel eines Maturitätszeugnisses vorgeschoben, so lag doch nahe, anzunehmen, daß politische Erwägungen dabei mitgespielt haben mochten. Müller wandte sich damals an die zürcherischen Universitätsbehörden um ihren Schutz, die dann durch Vermittlung des Bundesraths beim preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten für Müller sich verwendeten, wie es scheint mit Erfolg, denn jetzt wird die Gültigkeit des Doktortitels des Herrn Unterstaatssekretärs nicht mehr angezweifelt.

Bei diesem Anlaß verdient erwähnt zu werden, daß auch Unterstaatssekretär Dr. Schwander seinerzeit in Zürich, wenigstens vorübergehend, sich aufgehalten hat, nämlich zu Anfang der 1890er Jahre. Er arbeitete damals im Bureau der Freiwilligen Armenpflege als Volontär, und sein Lehrer und Lenker in der Organisation des Armenwesens war der damalige Generalsekretär der Freiwilligen Armenpflege, unser derzeitiger Stadtschreiber Dr. Bollinger. Die Stadt Kolmar suchte nämlich in jener Zeit nach einer Neugestaltung ihres Armenwesens. Der Rechtsanwalt und nachmalige Bürgermeister Dr. Rubland, von einem trefflichen Kenner unserer Organisation des Armenwesens, Freiherr von Reitzenstein, auf die freiwillige Armenpflege in Zürich aufmerksam gemacht, veranlaßte das Studium des letztern durch einen Ausschuß, der großes Gefallen fand an der Art und Weise, wie unsere Freiwillige Armenpflege organisiert und ausgestattet ist. Das Resultat war, daß das Kolmarer Armenwesen nach den Grundsätzen der Organisation der Freiwilligen Armenpflege Zürich gestaltet, und daß u. a. auch die Stelle eines mit bedeutenden Befugnissen ausgestatteten Sekretärs geschaffen wurde. Dieser erste Sekretär war Schwander, damals noch ein recht junger Mann, ohne Hochschulstudien und ohne praktische Erfahrung im Armenwesen. Von seiner vorgesetzten Behörde mit dem praktischen Studium unserer Einrichtungen beauftragt, arbeitete Schwander im Sommer 1892 vorübergehend in den Bureaus der hiesigen Freiwilligen Armenpflege. Er zeigte großes Interesse und ebenso großes Verständniß für diese Fragen, und in Dr. Bollinger hatte er den richtigen Führer gefunden. Was Schwander in Zürich bei größtem Fleiß und bemerkenswerther Einsicht lernte, das wandte er am Orte seines Wirkens in Kolmar, an. Wir wissen aber auch, daß der jetzige Unterstaatssekretär, als er Bürgermeister der Stadt Straßburg war, der Freiwilligen Armenpflege Zürich und seinem Lehrer und Leiter immerwährend ein dankbares Andenken bewahrte.

„Opfer."

(Die Verfasserin des Buches, das in den folgenden Zeilen besprochen wird, ist als hervorragende deutsche Schriftstellerin Karin Michaelis, die durch ihren Roman „Das gefährliche Alter" in weiten Kreisen bekannt geworden sein wird.)

Opfer. So heißt das neue Buch von Karin Michaelis, worin sie sich bemüht, die Friedenswerke, die an der Donau geschaffen worden sind, zu skizziren.

Sie eilt an alle Stätten hin, wo Menschlichkeit die Kriegsleiden zu lindern sucht. Flüchtlinge, Kriegsgefangene, Kriegsblinde, Verwundete, verlassene Kinder sucht sie auf, um zu sehen, wie es diesen ärmsten Opfern des Krieges gegangen ist.

Auf Mitleid ist das ganze Lebenswerk der Karin Michaelis aufgebaut. Ihr Mitleid für das Kind, das Weib, das Thier hat ihr ihre Bücher diktiert. Das Bezeichnendste für sie ist, daß die kleine Gyda, eine der leidenden Heldinnen der Dichterin, ihr Aermchen ins kochende Wasser steckt, um am eigenen Leibe zu erproben, wie einer Kartoffel zu Muthe ist, die grade gesotten wird. Solche Experimente mit sich selbst macht die Dichterin immer. So kommt es, daß sie die Dinge nicht von außen sieht, sondern selbst in ihnen steckt. Sie selbst ist der junge russische Gefangene mit der unsäglichen Sehnsucht nach Rußland im Herzen, und deshalb findet sie ein Mittel der Verständigung mit ihm. „Ein junger Mensch steht an der Wand, die die Musikhalle von der traurig leeren Bibliothek trennt. An sich gepreßt hält er einen großen schwarzen Folianten. Ich sehe ihn fragend an und zeige auf das Buch: „Klassiker!" antwortet er, öffnet das Buch und zeigt mir ein Bild. „Gogol!" rufe ich aus. Er strahlt: „Gogol!" Und ich, die ich kein Wort Russisch kann, sage rasch: „Dostojewski, Turgeniew, Lermontow, Tschechow" und füge hinzu: „Klassiker!" Nur Namen wurden genannt, und doch ist es ein köstliches Gespräch. In ihr schlägt das Herz des alten Huzulen, der, so gut es ihm geht, doch nur ein einziges Wort immer wiederholt: „do domu, do domu." Man sagt ihm: „Dein Dorf ist nicht mehr. Deine Kühe haben sie fortgeschleppt. Deine Hütte ist ein Aschenhaufen. Was willst du zu Hause?" Die matten Greisenaugen starren in die Ferne, und er antwortet: „Ich will nur an der Ecke stehn. Die Asche aufrühren. Weinen.... Nur weinen .... Und dann sterben". Sie selbst ist der Hungrige, der sich weigert, das Essen umsonst zu nehmen, obgleich er kein Geld hat. „Ich habe eine Postkarte, wollen Sie die als Zahlung nehmen?" Sie ist die vornehme ungarische Dame, die vor dem Krieg nichts war als eine Gräfin, und jetzt der Arzt, Notar, Bankier, Lehrer, Beichtvater und Nationalökonom ist, alles was ihre armen Leute brauchten.

Trotz den trüben Gegenständen, von denen das Buch handelt, liest es sich beinahe heiter. Die Dichterin ist eben auf guten Wegen gewandelt. Was sie Gutes gesehen hat, hätte sie auch in England und Frankreich ebensogut sehen können wie in Deutschland. Aber sie hat dennoch in Geschehnissen, die überall die gleichen waren, das Oesterreichische herauszufinden verstanden und es festgelegt; das ist ein großes Verdienst, wenn es sich um ein so wenig bekanntes Land handelt, wie Oesterreich es ist. Wie echt österreichisch ist z. B. der General, der zu einem Kriegsgefangenen, der eben einen Fluchversuch gemacht hat, spricht, wie zu seinem verzogenen Sohn: „Sag' mal, Junge, hast du denn keine Ahnung von Geographie? Weißt du nicht, wie unmöglich eine Flucht ist? Willst du über die Alpen steigen oder die Donau durchschwimmen? Glaubst du, die Bauern werden dir forthelfen, sie, die durch deine Leute so viel gelitten haben? Verhungert wärst du!" Der Bursche antwortet, ohne zu blinzeln: „Es war meine Pflicht!" Der General legt ihm die Hand auf die Schulter: „Recht hast du, und ich mach' dir auch keine Vorwürfe. An deiner Stelle hätte ich dasselbe gethan. Es war deine Pflicht zu flüchten, aber meine Pflicht, dich wieder einzufangen und — leider — dich zu bestrafen." Er fährt ihm liebreich über die Wange, und der Junge lächelt versöhnt, befreit. Ein so anmuthig-bewegtes Fest (für 200 verwundete deutsche Krieger), wie es Karin Michaelis auf dem Dachgarten einer Schule gesehen hat, können nur Wiener Kinder veranstalten. Ihre kindlich-wirthlichen Sorgen weiß Karin Michaelis zu würdigen. „In Friedenszeiten kommt die Jause von selbst auf den Tisch spaziert. Jetzt gibt es wenig Milch, und der weiße Kaffee ist in den Kaffeehäusern verboten zwischen zwei und sieben. Die Soldaten bekommen alle Tage schwarzen Kaffee literweise, das kann man ihnen bei festlichen Gelegenheiten so wenig anbieten wie Thee und Limonade. Bier kann man natürlich nicht geben, weil erstens die ganze Schule dem Alkohol ewige Feindschaft geschworen hat, zweitens, weil Bier so abscheulich riecht. Glücklicherweise hat der Kaiser bestimmt, daß jedes Kind täglich einen halben Liter Milch bekommt. Daraus ergibt sich die Lösung: man opfert seine eigene Jausenmilch."

„Opfer" heißt das Buch in doppeltem Sinne. Es handelt von den Opfern des Krieges und von den Opfern, die man ihnen gebracht hat. Ein Strom von Mitleid mit aller stumm leidenden Kreatur flutet durch das Buch und schwemmt alle Bitterkeit fort, auch die, welche die neutrale Dichterin wohl gegen alle kriegführenden Staaten im Herzen tragen mag.

Es ist ein schönes und tapferes Buch, dieses Buch vom neuen Oesterreich. Jene, die in Oesterreich immer noch das Land der Backhendel und Walzer sehen, wird es überraschen, nicht aber die Schweizer. Sie hat Gottfried Keller schon im Jahre 1848 darüber belehrt, daß die üppige Ruhe, der Oesterreich sich in Friedenszeiten hingibt, eine schelmische Lüge ist. Er sagt von Wien:

„Stadt der Freude, Stadt der Töne,
Morgenfrisches, stolzes Wien,
Dessen frühlingsheitre Söhne
Nun der Freiheit Rosen ziehn:
Ja, wir haben uns verkündigt,
Als wir grollten deiner Lust,
Deinem Jauchzen, das verkündigt
Eine starke, tiefe Brust!"

Der Kampf zwischen Nomaden und Bauern in der asiatischen Türkei.

Der Kampf zwischen Nomaden und Ackerbauern, der selbst im östlichen Europa längst der Geschichte angehört, spielt in dem asiatischen Reich der Türkei noch immer eine große Rolle. Das liegt nun aber nicht daran, daß in den türkischen Gebieten keine Polizeigewalt vorhanden wäre. Diese ist schon da, aber sie ist in der Regel nicht zur Stelle oder zu schwach, um die sich immer erneuernden Konflikte zwischen Nomaden- und Bauernwirthschaft unterdrücken zu können. Will man den Ursprung dieser Kämpfe, die sich oft in konfessioneller oder völkischer Bekleidung abspielen, richtig verstehen, so muß man sich daran erinnern, daß das asiatische Reich der Türkei gerade diejenigen Gebiete Vorderasiens umfaßt, die die moderne Kulturforschung als Oasenländer bezeichnet. Es sind dies Steppengebiete, in denen Oasen eingebettet liegen. Die großen historischen Landschaften der Türkei: Anatolien, Armenien, Syrien und Mesopotamien weisen alle die eigenthümliche Mischung von Oasen- und Steppenland auf.

Das Steppenland der asiatischen Türkei gehört ganz überwiegend dem Typus der Strauchsteppe. Es ist bedeckt mit Sträuchern von Kniehöhe und darüber, die dürr und dornig dem steinigen Boden entsprießen. Dazwischen entwickeln sich, wenn die Frühjahrsregen fallen, Gräser und Kräuter zu weitständig und unregelmäßig, um gemäht werden zu können, die im Sommer schnell verdorren und ein nährstoffreiches Heu auf dem Halm bilden, das den Herdenthieren der Nomaden in der langen, regenarmen Zeit als einzige Nahrungsquelle dient. Sollen die türkischen Steppen überhaupt wirthschaftlich ausgenützt werden, so kann dies nur durch Viehzucht im Umherziehen, das heißt in der Form der Nomadenwirthschaft geschehen. Die Nomadenwirthschaft beschränkt sich aber nicht auf die Aufzucht von Schafen und Ziegen, sie züchtet auch Transportthiere, wie Pferde, Kameele und Esel, und um diese wirthschaftlich auszunutzen, übernimmt der Nomade auch den Transport von Gütern. So sind die Nomadenstämme der Steppen Hirten und Frachtführer zugleich; bei ihrem unsteten Leben machen sie sich aber auch kein Gewissen daraus, die Bauern auszurauben und auszuplündern, wo sie es ungestraft thun zu können glauben.

Kein Zweifel, ohne die Nomaden wären die weiten Steppen der asiatischen Türkei völlig menschenleere Gebiete, denn keine andere als die Nomadenwirthschaft ist in dem regenarmen Steppengebiet möglich. Der Volkswirth und Staatsmann kann daher ihre Berechtigung nicht bestreiten, wenngleich er den mit ihr zurzeit verbundenen Mißstand des Raubs und der Plünderung aufs tiefste beklagen muß. Denn die Nomadenwirthschaft erzeugt für das ganze Volk auf einem Boden, der in anderer Weise nicht nutzbar zu machen wäre, Werthe und Güter, die gerade für die Ausfuhr des Landes von größter Bedeutung sind. Freilich, wer die Nomadenwirthschaft vom Standpunkt des Bauern beurtheilt, muß in ihr einen Fluch der Menschheit sehen. „Wenn im Frühling", so berichtet nach eigener Anschauung Dr. Sachau, Direktor des orientalischen Seminars in Berlin, „die Saaten des Bauern lustig sprießen und ihm eine reiche Ernte verheißen, dann erblickt er eines Morgens auf seinen und des Nachbars Aeckern überall, soweit der Blick schweift, Hunderte, vielleicht Tausende von Kameelen, die in aller Gemüthsruhe in wenigen Tagen alles Grün abfressen, ohne daß der Bauer auch nur eine Hand gegen sie erheben darf. Dann verschwinden diese Unholde wieder ebenso geheimnißvoll in das Nichts, aus dem sie hergekommen sind, und was sie dem Bauer hinterlassen, ist Misere, ist Hunger. Aber nicht genug damit, er muß außerdem noch jenen dämonischen Machthabern, welche solche Kameelmassen dirigiren, Steuern zahlen, Steuern in Geld und Waaren, wie er anderseits dem osmanischen Staate Steuern zahlen muß."

Man könnte hier die Frage aufwerfen, warum die Bauern, die ja zumeist kräftige, wehrfähige Leute sind, sich nicht zum Selbstschutz organisiren. Der Grund für ihr passives Verhalten liegt wohl darin, daß sie gegenüber den Nomadenhorden, die unstet durch die Steppen streifen, nicht zahlreich genug sind. Denn Ackerbau kann ja in diesen Gebieten nur in Oasen getrieben werden, die sich längs den Flußläufen hinziehen oder zerstreut an Quellen oder in Gebirgsthälern liegen. Da ist es denn schwer, genügend Leute zusammenzuziehen, um die Nomaden zu vertreiben. Ein stets zuverlässiger Schutz der Bauernbevölkerung, deren Acker an die Weidegebiete der Nomaden grenzen, wäre überhaupt nur zu erzielen, wenn überall Eisenbahnen vorhanden wären, die es den Behörden ermöglichten, auf telegraphischen Aufruf militärischen Schutz in das bedrohte Gebiet zu schicken. Gegenwärtig brauchen Truppen, die von Bagdad nach Jerusalem gebracht werden sollen, drei bis vier Wochen Zeit hierzu. Mit einer Eisenbahn, die diese beiden Städte verbindet, wäre eine halbtägige Fahrt hierzu ausreichend, um aus Mesopotamien nach Palästina zu kommen. Man sieht hieraus, welch ungeheure Bedeutung die Eisenbahnen für die Herstellung des Landfriedens in den Oasengebieten erlangen könnten.

Mit Militär- und Polizeigewalt allein würde sich freilich ein ewiger Frieden zwischen Nomaden- und Bauernwirthschaft auch nicht herstellen lassen. Hierzu wäre weiter nothwendig, daß auch die Bauern dazu angehalten werden, auf die Lebensinteressen der Nomaden genügend Rücksicht zu nehmen. Diese brauchen freien Zugang für ihr Vieh zu den Quellen und Flüssen der Oasen; sie brauchen für ihre Herden zuweilen auch Futter, das auf dem Acker gewachsen ist. Vorsorge müßte getroffen werden, daß sie in den Oasen beides auf rechtmäßige Weise finden könnten. Die Herstellung eines gerechten Friedens zwischen Nomaden und Bauern müßte die Steuerkraft des Reiches ganz außerordentlich steigern. Lange Flußthäler mit fruchtbarem Boden, die in blühende Oasen verwandelt werden könnten, liegen heute wie menschenleere Einöden da, weil eine dauernde Wirthschaft der Nomaden wegen nicht bestehen kann, während unter anderen Umständen, und zwar ohne jede Beeinträchtigung der Nomadenwirthschaft in der Steppe, Hunderte von Dörfern dort ein befriedigendes Dasein führen könnten. Eisenbahnen, Landstraßen, Brücken und Fährboote wären in Verbindung mit einer modernen Verwaltung die Zaubermittel, die das asiatische Reich der Türkei aus langer wirthschaftlicher Todesstarre zu blühendem Leben erwecken könnten.

Aus der Statistik der Ehescheidungen im deutschen Reich.

In der Statistik der Bevölkerungsbewegung unserer Zeit ist das Kapitel der Ehescheidungen nicht gerade das erfreulichste. Wie sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse unter dem Einfluß der Kriegszeit gestaltet haben, ist statistisch noch nicht festgestellt; man ist aber zu dem Schluß berechtigt, daß wie die Gesammtzahl der Eheschließungen trotz zahlreicher Kriegstrauungen seit Ausbruch des Krieges abgenommen hat, auch die Ehescheidungen erheblich zurückgegangen sein werden. Vor dem Krieg bewegten sich auch die Zahlen der deutschen Ehescheidungsstatistik in aufsteigender Linie.

Bis zum letzten Friedensjahr 1913 ist jedenfalls die Ehescheidungszahl in Preußen wie in ganz Deutschland von Jahr zu Jahr gewachsen. Das Statistische Jahrbuch für den preußischen Staat bringt hierüber noch unveröffentlichtes Material des Statistischen Landesamts, und auch der neueste Jahrgang des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich, das seinen Weg über den Ozean fand, enthält die Ehescheidungszahlen für 1913. Daraus ergiebt sich, daß im Jahre 1913 in Deutschland insgesammt 17,83[illegible] Ehen rechtskräftig geschieden und 23[illegible] Ehen für nichtig erklärt wurden. Der Durchschnitt des vorhergehenden Jahrfünfts 1908—12 betrug 15,062 und 235. Auf 100,000 Einwohner kamen 1913: 26,6 Ehescheidungen gegen 23[illegible] im Durchschnitt der vorhergehenden fünf Jahre. Davon entfallen auf Preußen 1913: 11,162 Ehescheidungen gegen durchschnittlich 9,458 im Jahrfünft vorher; auf 100,000 Einwohner berechnet, stieg in Preußen die Ehescheidungszahl von 23,7 auf 26[illegible]. Von den großen Bundesstaaten hat Sachsen die meisten Ehescheidungen auf: insgesammt 2,000 oder 40,6 auf 100,000 Einwohner.

Das anderthalbmal so große Königreich Bayern zählte 1913 nur 11[illegible] geschiedene Ehen — 16,4 auf 100,000 Einwohner. Hier spielt die überwiegend katholische Bevölkerung eine ausschlaggebende Rolle. Aber zugenommen haben auch in Bayern die Ehescheidungen. Unter dem Reichsdurchschnitt stehen Württemberg mit 14[illegible] Ehescheidungen auf 100,000 Einwohner, Baden mit 20,9, Hessen mit 16[illegible] und Mecklenburg-Schwerin mit 16[illegible]. Die mitteldeutschen insbesondere die thüringischen Staaten halten auch in der Ehescheidungsstatistik die Mitte. Sehr gering sind die Ehescheidungszahlen in Waldeck mit 11,2, Lippe mit 9,1 und am geringsten in Schaumburg-Lippe mit nur 4,2. Die großen Hansestädte haben als reine Großstädte auch sehr erhebliche Ehescheidungszahlen: an der Spitze steht Hamburg mit 93,4, es folgen Bremen mit 49 und Lübeck mit 36,4. Schon hier zeigt sich der ungünstige Einfluß der Großstädte, insbesondere der Industriestädte auf die Zahl der geschiedenen Ehen.

Man kann den Satz aufstellen: je dichter die Bevölkerung, desto groß[illegible] die Zahl der Ehescheidungen; je ländlicher und, was das Konfessionelle anbelangt, je katholischer die Bevölkerung, desto mehr schrumpfen die Ehescheidungen zusammen. Für Groß-Berlin ist dabei eines auffällig: [illegible] die Reichshauptstadt Berlin selbst ist hinsichtlich der Ehescheidungsziffern an der Spitze der deutschen Großstädte; hier wurden 1913 2323 Ehen geschieden oder 110,3 auf 1000 geschlossene Ehen (wie die preußische Statistik rechnet). Die meisten Ehescheidungen weisen in Groß-Berlin und damit auch für Preußen die Vorstädte auf. An erster Stelle steht Neukölln, wo auf 1000 geschlossene Ehen 128,6 Ehescheidungen kamen; fast jede achte Ehe trägt also hier den Todeskeim in sich. Dann folgt Schöneberg mit 116,3 geschiedenen Ehen auf 1000 geschlossene, Wilmersdorf mit 94,4, Charlottenburg mit 83,2 und Lichtenberg mit „nur" 68,3.

Dieser großstädtische Einfluß kommt auch in der Ehescheidungszahl des Regierungsbezirks Potsdam zum Ausdruck, in dem die Groß-Berliner Vororte ausschlaggebend sind. Die Ehescheidungsziffer beträgt hier durchschnittlich 81,1 in den Städten, aber nur 48,2 auf dem Lande.

Willst du wissen, wozu einer fähig ist, dann gib acht, was er anderen zutraut.

Auf die meisten Menschen wirkt Feuerwerk mehr als Sonne, Mond und Sterne.